



Auch wenn es hin und wieder zu Missverständnissen zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch kommt. Die binationale Verständigung im OP klappt in der Regel ganz gut.

FOTO: APN

Arbeiten bei den Nachbarn

Anderes Land, andere Sitten: die wichtigsten Stichwörter

Aufenthaltsgenehmigung. Um in der Schweiz leben und arbeiten zu können, braucht man eine Aufenthaltsgenehmigung. Sie gilt für fünf Jahre, wenn ein unbefristeter Arbeitsvertrag mit einem Schweizer Arbeitgeber vorliegt. Wer länger bleiben will, beantragt nach Ablauf dieser Frist eine Niederlassungsbewilligung. „Wenn man sich nichts hat zu Schulden kommen lassen, ist das in der Regel problemlos“, sagt Marion Hohmann-Viol, Rechtsanwältin bei der Handelskammer Deutschland-Schweiz.

GAV. Die Gesamtarbeitsverträge (GAV) ähneln den deutschen Tarifverträgen. Sie gelten meist für eine spezielle Branche und für bestimmte Regionen. GAV werden zwischen Gewerkschaften und Unternehmen ausgehandelt. Darin sind Mindestlöhne, die Zahlung eines 13. Monatsgehalts und Regelungen zum Kündigungsschutz festgelegt.

Lohn. Schweizer Löhne liegen meist weit über denen in Deutschland. So erhält ein Ingenieur in Zürich einen Jahresbruttolohn von knapp 90 000 Euro, während das Ingenieurgehalt in München im Schnitt 60 000 Euro beträgt. „Aber die Lebenshaltungskosten sind bis zu 30 Prozent höher, und gerade im Großraum Zürich ist Wohnraum sehr teuer“, sagt Hohmann-Viol.

Steuern. In der Schweiz gibt es anders als in Deutschland keine einheitliche Einkommensteuer. Die Höhe unterscheidet sich von Kanton zu Kanton, von Gemeinde zu Gemeinde. Für Arbeitnehmer, die noch keine Niederlassungsbewilligung haben, führt der Arbeitgeber die Steuer direkt an den Staat ab. Alle anderen müssen ihre Steuern selbst zahlen – jeweils im März für das gesamte Vorjahr. „Da empfiehlt es sich, genügend Geld zurückzulegen“, sagt die Juristin.

Kündigungsschutz. Der Kündigungsschutz ist in der Schweiz lockerer als in Deutschland. Kündigungen dürfen zwar nicht zur „Unzeit“, also beispielsweise während einer Krankheit, ausgesprochen werden. „Die Sperrfrist im Krankheitsfall richtet sich nach der Dauer der Betriebszugehörigkeit“, sagt Hohmann-Viol. Auch jungen Müttern darf bis 16 Wochen nach der Entbindung nicht gekündigt werden.

Krankheit. Die Dauer der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall ist gestaffelt. Im ersten Dienstjahr erhält ein Arbeitnehmer bis zu drei Wochen Lohnfortzahlung. Es empfiehlt sich, beim Abschluss eines Arbeitsvertrages darauf zu achten, dass eine Krankentagegeldversicherung inbegriffen ist. Diese kann der Arbeitgeber auf freiwilliger Basis für seine Mitarbeiter abschließen. Tut er dies nicht, sollte sich der Angestellte selbst darum kümmern. MARIA FIEDLER

Karriere in der Schweiz
Verantwortlich: Werner Schmidt
Redaktion: Viola Schenz
Anzeigen: Jürgen Maukner

Zeit für ein Z'nüni

Peinliche oder witzige Situationen erlebt fast jeder deutsche Mediziner, sobald er eine Stelle in der Schweiz antritt. Doch den Klinikalltag empfinden viele entspannter und besser organisiert als in Deutschland, auch wenn die Hierarchien mancherorts strenger sind

VON FELICITAS WITTE

Universitätsspital Basel, Station für Gefäßkrankheiten, Oberarztvisite: „57-jährige Patientin mit enere pAVK im Stadium IV“, berichtet der junge Schweizer Assistenzarzt. „Dr. Fuess schmeckt zimlig infiziert.“ Schmecken? Ein Ekelschauer läuft Christoph Thalhammer über den Rücken. Ist es in der Schweiz etwa üblich, eine Geschmacksprobe aus Wunden zu entnehmen? Seit wenigen Tagen arbeitete der Internist in der Schweiz. „Ich konnte nicht glauben, dass der Kollege an den Zehen rumgeknaubert hatte“, erinnert sich Thalhammer, der jetzt leitender Arzt am Universitätsspital Zürich ist. „Schnell klärte man mich auf: ‚schmecken‘ ist Schweizerdeutsch für ‚riechen‘.“

„Die deutschen Kollegen sind kompetitiver. Wir sind höflich und lassen eher den anderen vor“

Anna Messmer ist Schweizerin und Assistenzärztin in der Notfallstation

Monatelang machten sich die Pflegerinnen über den Deutschen Georg Hafer lustig. Er hatte einen Patienten für geistig verwirrt gehalten, weil dieser berichtete, ihm sei trümmelig – schwindelig – geworden, als er nach den Finken greifen wollte. Für den Mediziner war klar: Der Mann wollte Vögel jagen, was man bei klarem Verstand nicht tut. Die Pflegerin klärte ihn auf: Finken sind in der Schweiz nicht nur Vögel, sondern auch Pantoffeln. Und beim Bücken nach den Hausschuhen kann einem schon mal schwindelig werden.

Peinliche oder witzige Situationen erlebt fast jeder deutsche Mediziner, wenn er

eine Stelle in der Schweiz antritt. „Man muss sich an vieles gewöhnen“, sagt Wulf Rössler, seit 16 Jahren Direktor der psychiatrischen Uniklinik in Zürich. „Aber hier lebt sich's angenehmer, und die Arbeitsbedingungen sind besser.“ Die Arbeitszeiten seien geregelter, man habe mehr Zeit für die Patienten und müsse weniger Nacht- oder Bereitschaftsdienste leisten.

Die Schweiz ist seit Jahren das beliebteste Auswanderungsland für deutsche Ärzte – mit deutlichem Abstand vor den USA und Polen. Jeder vierte der 30 000 Ärzte hat sein Examen im Ausland gemacht, 57 Prozent von ihnen stammen aus Deutschland. „Das Klima unter den Mitarbeitern ist viel angenehmer, die Hierarchien sind flacher, und man geht kollegialer miteinander um“, sagt Thalhammer. Manche Kollegen empfanden der Internist am Anfang als umständlich. „Daran gewöhnt man sich aber schnell – jetzt schätze ich die Gründlichkeit der Schweizer sehr.“

Das fachliche Vorgehen unterscheidet sich kaum von dem in deutschen Kliniken, findet Psychiater Rössler, aber die kulturellen Unterschiede merke man deutlich. „Immer wieder hört man Klagen, dass die deutschen Ärzte zu autoritär seien, zu direkt, unhöflich oder arrogant“, sagt Rössler. „Die Schweizer tauschen am Telefon in der Regel erst Höflichkeiten aus, bevor man sein Anliegen anbringt, und Kritik wird viel indirekter geäußert.“

Deutsche Ärzte erleben es bei einer neuen Stelle immer wieder: Man muss sich um alles selbst kümmern, sich auf der neuen Station alleine einarbeiten und irrt anfangs orientierungslos durch die Klinik. Anders in der Schweiz: Die Chefsekretärin hat zur Ankunft Namensschild, Arbeitskleidung und Schlüsselkarten organisiert, sie zeigt dem Arzt aus Deutschland die Klinik, und Kollegen begrüßen den Neuen freundlich. „Man hat das Gefühl, willkommen zu sein“, sagt Thalhammer. Den Klinikalltag

empfinden viele entspannter als in Deutschland, und sogar Chirurgen haben Zeit für ein „Z'nüni“ zwischen den Operationen, also die typisch schweizerische Frühstückspause mit Croissants und Kaffee.

„Ich bin zwar nett aufgenommen worden, hatte aber oft das Gefühl, mich doppelt anstrengen zu müssen“, sagt Lito-Laura Gerhold, Assistenzärztin an der Uniklinik Gepl. Sie war nicht mit Französisch aufgewachsen und außerdem die einzige Berufsanfängerin. „Einen Ausländer- oder Anfängerbonus gab es bei uns nicht.“ Aber jetzt profitiert sie davon; denn mittlerweile ist ihr Französisch perfekt. Negativ findet Gerhold heute die starren Arbeitszeiten. „Es wird als Selbstverständlichkeit angesehen, dass man jeden Tag abends um sieben noch in der Klinik ist. Dabei fände ich es überhaupt kein Problem, mal eher zu gehen, wenn die Arbeit gemacht ist.“

Für Ärztinnen, denen Beruf und Familie gleichermaßen wichtig sind, habe man in der Schweiz wenig Verständnis. „Kinder sind reine Privatsache“, klagt die Ärztin. Besonders schlecht angesehen sei es zu fehlen, wenn ein Kind krank sei. „Die Betreuung muss man selbst organisieren – zum Beispiel mit einem Kinder-Pflegenotdienst.“ Teilzeitstellen sind schwierig zu bekommen, und die bezahlte Mutterschaftszeit dauert nur 14 Wochen. „Kein Wunder, dass einige Ärztinnen hochschwanger bis kurz vor der Geburt arbeiten.“ Lito-Laura Gerhold möchte bald

„Deutsche sind zackiger und direkter. Aber damit habe ich keine Probleme“

Albert Urwyler ist Schweizer und Chefarzt in der Anästhesie

nach Deutschland zurück. Man dürfe sich keine Illusionen machen, schreibt ein Arzt unter dem Namen „Lectro“ im Internetforum des *Deutschen Ärzteblattes*. Seit zehn Jahren kenne er das Gesundheitssystem in der Schweiz; er spart nicht an Kritik. „Die

„Meinen schwarzen Humor habe ich mir abgewöhnt. Hier lacht man eher über andere Sachen und ist weniger derb“

Marten Trendelenburg ist Deutscher und Leitender Arzt in der Inneren Medizin

Hierarchien in der Schweiz sind nicht flacher, sondern sogar höher“, schreibt Lectro. Chefärzte seien „unumschränkte Herrscher“. Trotz vorgeschriebener 50-Stunden-Woche könne der Chefarzt beliebig Arbeitszeiten verlängern, die Registrierung von Überstunden untersagen, Ferien gewähren oder nicht. „Nur Rumbrollen darf er nicht, das gilt als ‚deutsch‘.“

Auch was die nicht vorhandene Kneipenszene oder das Verhältnis der Schweizer zu Frauen angeht, hat Lectro kaum ein gutes Wort für die Schweiz übrig. Vielleicht hat er zu deutlich wie einige andere Deutsche die ablehnende, manchmal sogar ausländerfeindliche Haltung mancher Schweizer erlebt. „Das ist meist die Meinung rechtsgerichteter Parteien, die gegen zu starke Einwanderung kämpfen“, sagt der Internist Thalhammer. „Ich habe mich immer akzeptiert gefühlt.“ Auch Psychiater Rössler kennt Diskriminierung oder Vorurteile nicht. „Immer wieder hört man Beschwerden, weil es angeblich zu viele deutsche Professoren an den Schweizer Unikliniken gibt“, sagt Rössler. „Aber wir wären nicht hier, wenn die Schweizer ihren Bedarf selbst decken könnten.“

Glücklicher Gastarbeiter

Gerhard Rogler bewarb sich vergebens an deutschen Unikliniken. In Zürich wollte man ihn sofort

In Deutschland eine teure Ausbildung machen, dann in die Schweiz abwandern, um richtig viel Geld zu verdienen? Warum Gerhard Rogler, leitender Gastroenterologe an der Uniklinik Zürich, kein schlechtes Gewissen hat.

SZ: Herr Rogler, sind die Schweizer wirklich so deutschfeindlich, wie die Medien suggerieren?

Gerhard Rogler: Ich kann es nicht mehr hören. Als ob es keine anderen Themen gäbe! Ich habe in sechs Jahren Schweiz nie negative Erfahrungen gemacht.

Aber Nathalie Rickli zum Beispiel von der rechtsgerichteten Partei SVP sagte kürzlich im Fernsehen, es gebe zu viele Deutsche im Land, die die Schweizer von ihren Arbeitsplätzen verdrängen. Macht Ihnen das nichts aus?

Natürlich, vor allem weil Frau Rickli viel Zustimmung bekam. Ich wurde von einer aus Schweizern besetzten Kommission nach Zürich geholt und versuche, hier gute Arbeit zu leisten. Daher finde ich es schade, wenn man pauschal gegen die Deutschen

wettet. Aber auch in Deutschland gibt es rechten Populismus.

Warum sind Sie nach Zürich gegangen? Weil ich in Deutschland keine adäquate Stelle fand. Ich war sechsmal in der engen Auswahl für Professorenstellen, bekam diese am Ende aber nicht. In Zürich wollte man mich sofort haben.

Was ist anders in der Schweiz? Der Standard in der Medizin ist sehr hoch. Die Schweizer Kollegen bilden sich mehr weiter. Andererseits sind sie meist weniger an Forschung interessiert als Deutsche. Sie wollen schnell den Facharzt machen, um dann in einer Praxis arbeiten zu können. Im Spital werden Patienten seltener stationär aufgenommen, wenn sie auch gut ambulant behandelt werden können.

Und im Alltag? Die Schweizer sind verschlossener und lassen sich nicht leicht hinter die Kulissen blicken. In meiner Heimat Bayern findet man schnell Anschluss und tauscht sich auch über persönliche Dinge aus.

Ihre Kinder waren 15, elf und acht Jahre alt, als Sie umgezogen sind. Wie fanden die das?

Am Anfang schrecklich, sie wollten nicht weg aus Regensburg. Inzwischen ist es umgekehrt. Meine Frau fand rasch eine Stelle. Wir alle fühlen uns wohl, ich habe beruflichen Erfolg, meine Arbeit wird geschätzt, und die Lebensqualität ist hervorragend.

Deutschland hat viel Geld für die Ausbildung der Ärzte bezahlt, die in die Schweiz gegangen sind. Haben Sie kein schlechtes Gewissen, wenn Sie jetzt für immer dort bleiben?

Der Gastroenterologe Gerhard Rogler, Professor an der Uniklinik Zürich, vermisst Biergärten. Aber das ist auch schon das einzige Manko an der Schweiz, das ihm einfällt. Ansonsten ist er glücklicher Gastarbeiter. FOTO: OH

Ich habe als junger Arzt anderthalb Jahre für 1800 Mark brutto pro Monat gearbeitet und unzählige schlecht vergütete Wochenend- und Nachtdienste gemacht. Ich musste damals Schulden machen, weil ich die Ausgaben für die Kinder nicht bezahlen konnte. Wir seien selbst schuld, wenn wir so viele Kinder in die Welt setzten, sagte man uns damals. An sechs Unis wollte man mich nicht haben. Glauben Sie wirklich, ich müsste ein schlechtes Gewissen haben?

Vermissen Sie hier nichts? Die bayerischen Biergärten, gute Brezen und andere Kleinigkeiten. Aber ich komme auch prima ohne aus.

Sprechen Sie Schweizerdeutsch? Da ich nicht sprachbegabt bin, versuche ich das erst gar nicht. Aber meinen Freunden in Deutschland fällt schon auf, dass ich Schweizer Begriffe wie Velo oder Spital verwende und an viele Sätze ein „oder?“ anhängen. Oder?

INTERVIEW: FELICITAS WITTE

Hi

♥

👤

👉

Ziel des Kantonsspitals St. Gallen ist es, Menschen fachkompetent und nach wissenschaftlichen Erkenntnissen zu behandeln, zu pflegen und zu beraten. Das Unternehmen bietet wirtschaftlich vertretbare, qualitativ hochstehende medizinische Leistungen auf universitärem Niveau an. Dafür arbeiten am Kantonsspital St. Gallen über 5000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wollen auch Sie ein Teil davon sein?

Arbeiten in der Schweiz
 Wir suchen laufend
Ausgebildete und erfahrene Krankenschwestern/-pfleger

Als sechstgrößtes Spital der Schweiz stellt das Kantonsspital St. Gallen die spezialisierte und überregionale Zentrumsversorgung im Einzugsgebiet in der Ostschweiz sowie die Grundversorgung in der Region St. Gallen sicher. Es übernimmt eine tragende Rolle in verschiedenen Netzwerken und geht überregionale Kooperationen mit universitären Einrichtungen ein.

Richtig eingesetzte Mitarbeitende bilden für das Kantonsspital St. Gallen die Grundlage für einen effizienten Spitalbetrieb und für die Erbringung von qualitativ hochstehenden Leistungen für die Patientinnen und Patienten. Daher bietet das Unternehmen den Mitarbeitenden eine breite Palette an Bildungsmöglichkeiten sowie ein attraktives und fortschrittliches Umfeld.

Das Unternehmen liegt verkehrstechnisch hervorragend angebunden im Zentrum der Ostschweiz und im internationalen Bodenseegebiet. Ein breites Freizeitangebot, ein Weltkulturerbe und gelebte Volkskultur vereinigen sich in der Region genauso wie Urbanität und ländliche Idylle, was die hohe Lebensqualität unterstreicht.

Die vielfältigen Stellenangebote finden Sie laufend auf www.kssg.ch unter der Rubrik «Stellen». Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme.

Für weitere Informationen steht Frau Danielle Baumgartner-Knechtli, Bereichspersonalleiterin, gerne zur Verfügung: Tel. +41 71 494 25 21, danielle.baumgartner@kssg.ch.

Kantonsspital St. Gallen
 Personalleiterin
 Danielle Baumgartner-Knechtli
 Rorschacher Strasse 95
 CH-9007 St. Gallen

Kantonsspital St. Gallen – ein Unternehmen, drei Spitäler: St. Gallen Rorschach Flawil